Hat Sherlock Holmes gelebt?

Keine dichterischer Erfindung entsprossene Figur ist im letzten Menschenalter so volkstümlich geworden wie Conan Doyles berühmter Detektiv Sherlock Holmes. Nicht nur in England, dem Heimatlande des Autors, nicht nur in den übrigen angelsächsischen Ländern des Erdballes, bei allen Kulturnationen erfreut sich dieser findige, glattrasierte Mann mit der Shagpfeife im Munde unbegrenzter Beliebtheit, und man kann sagen, daß er das Vorbild für eine ganze, höchst umfangreiche Literatur geworden ist, die nicht nur im Roman und auf der Bühne, sondern vor allem auch im Film bis zum heutigen Tage die große Masse fesselt. Bei dieser ist freilich vielfach der feste Glaube an die lebendige Wirklichkeit dieses Detektivs verbreitet, und sein geistiger Schöpfer mußte hinter die Gestalt seiner geschickten Erfindungsgabe selbst in England bescheiden zurücktreten. Hat nun Sir Conan Doyle seinen Sherlock Holmes wirklich ganz frei erfunden, oder verbarg sich hinter diesem berühmt gewordenen Namen lediglich ein besonders tüchtiger Vertreter des Detektivberufs? Diese Frage eingehend zu beantworten, hat eine Engländerin ermöglicht, die jahrelang mit dem Urbild Sherlock Holmes befreundet gewesen ist und in einer Biographie ein offenbar mit großer Liebe gezeichnetes Bild dieses Mannes entworfen hat.

Denn ein Urbild hat Sherlock Holmes in der Tat gehabt; nur war dieses kein Detektiv, sondern, wie der Dichter, Sir Arthur Conan Doyle, in seiner Jugend selbst, ein — Arzt. Es war der Professor Dr. Joseph Bell, ein bedeutender Chirurg und Kliniker in Edinbourg. Conan Doyle war als Mediziner ein Schüler Bells und Assistenzarzt in dem von ihm geleiteten Krankenhaus. In dieser Eigenschaft hatte Conan Doyle die Aufgabe, dem Professor neu eingelieferte Kranke vorzuführen, und er kam aus dem Staunen nicht heraus, wenn er sah, wie der Gelehrte aus einer kleinen, unbedeutenden Einzelheit jeden Charakter wunderbar rasch und sicher zu analysieren verstand, und wie er in allen Zweifelsfällen aus der Haltung, der Kleidung oder der Physiognomie des Patienten durch logische Schlußfolgerungen wesentliche Aufschlüsse erhielt. Mit geradezu verblüffender Sicherheit erriet Professor Bell so die Lebensweise, den Beruf, die Nationalität und die Heimatprovinz seiner Kranken, die er nur mit einem einzigen Blick zu betrachten brauchte, um nicht nur die Diagnose zu stellen, sondern auch die Lebensgewohnheiten des Patienten, manchmal sogar seine Geheimnisse zu ergründen. Diese Enthüllungen des Professors setzten Kranke und Ärzte gleicherweise in Verwunderung. „Da kommt ja ein Flickschuster!" sagte Dr. Bell eines Tages, als der Patient, der ihm vorgestellt werden sollte, kaum über die Schwelle des Krankensaales getreten war. Und den Studenten erklärte der Professor, die Hosen des Mannes seien gerade dort abgenutzt, wo die Schuster das Leder halten, um es zu klopfen. Einen besonders bezeichnenden und merkwürdigen Fall hat Professor Bell einmal selbst erzählt. Eines Tages schritt ein Mann durch den Hörsaal, in dem Bell gerade Vorlesung hielt. „Meine Herren", sagte Bell, nachdem er dem Mann ein paar Sekunden mit den Blicken gefolgt war, „Sie haben hier einen Menschen gesehen, der Soldat in einem Hochlandregiment war, und zwar wahrscheinlich bei der Kapelle gewesen ist." Der Mann hatte einen Gang, wie man ihn in Schottland bei den Dudelsackbläsern sieht, und das hatte den Professor auf seine Vermutung gebracht. Der Mann bestritt auf seine Frage ganz entschieden die Richtigkeit der Bellschen Deutung seines Ganges. „Und ich habe mich trotzdem nicht getäuscht", rief der Professor aus, indem er den Mann mit dem eigenartigen Gang von zwei Dienern in einen Nebensaal bringen und dort entkleiden ließ. Dabei machte man sofort die Entdeckung, daß der Mann am linken Arm ein mit Feuer eingebranntes Zeichen hatte; dieses Zeichen hatte die Gestalt eines „D" und bedeutete Deserteur. Die Deserteure des englischen Heeres wurden früher immer mit diesem Schandmal gekennzeichnet. Darum hatte der Mann mit dem komischen Gang sein Soldatentum so hartnäckig in Abrede gestellt.

Der Kliniker von Edinbourg suchte seinen Schülern immer wieder begreiflich zu machen, daß die Beobachtung, die selbst die kleinsten Merkmale nicht unbeachtet läßt, eine der wichtigsten und wesentlichsten Grundlagen aller Medizin sei. Der Arzt müsse durch scharfe Beobachtung den Kranken schon zur Hälfte kennen, bevor er ihn noch untersucht habe. Trotz alledem wäre Bell, der einer Familie von Ärzten und Chirurgen entstammte, nie auf den Gedanken gekommen, daß er eines Tages der Welt als Privatdetektiv gezeigt werden würde, und daß noch dazu einer seiner Lieblingsschüler sich einfallen lassen könnte, ihn in solcher Verkleidung als Romanhelden zu präsentieren. Conan Doyle hat auch schließlich selbst zugegeben, daß sein ehemaliger Lehrer das Urbild des Sherlock Holmes darstelle.

Deutsche Dichtung.

Korb und Wiege.

Ich wurde früher geboren,
Als es die Mutter gedacht,
Der Tischler hatte die Wiege
Auch noch nicht gebracht,
Drum ward in aller Eile
Ein Lager mir gemacht
Frisch im Champagnerkorbe —
Wie haben sie da gelacht!

Das hing mir an im Leben,
Überall kam ich zu früh,
Und einen Platz bereitet
Fand ich für mich nie.
Ich wußte mir aber zu helfen,
Oft war's zum Lachen, wie,
Und als ich's zu was brachte,
Da hieß ich ein Genie.

Doch eh' mir das gelungen,
Das war ein anderer Fall!
Mir ging es ganz erbärmlich
So manches liebe Mal,
Doch hatt' ich's selbst verschuldet
Sie sagten es auch all',
Fand nirgends eine Wiege,
Doch Körbe überall.

Da wurden denn die Körbe
Zuletzt nach meinem Sinn,
Und das zu frühe Kommen,
Es ward mir zum Gewinn:
Drum, wenn ich einst zum Tode
Zu früh gegangen bin,
So stellt mir statt des Sarges
Den alten Korb nur hin!

George Heseliel.

Wissen Sie schon?

Alle chronischen Trinker zeigen eine merkwürdige Unruhe und Unbeständigkeit in ihrem Beruf. Immer zeigt sich beim Mißbrauch geistiger Getränke eine Abnahme der Erwerbsfähigkeit. Bei vielen ändert sich die Art des Erwerbs, und zwar so, daß etwa ein Handwerker Gelegenheitsarbeiter wird.

*

Kostbare helle Seidenstoffe, Brokat und echter Samt müssen unter schwarzem Seidenpapier aufbewahrt werden, um nichts von ihrer Farbe einzubüßen.

*

Bei einem erkrankten Fisch liegt die sonst stets aufgerichtete Rückenflosse am Körper an.

*

Gerade darin, daß gewisse Nahrungsmittel eine Zeitlang von unserem Tisch ausgeschlossen sind, liegt die Möglichkeit, sie zu anderen Zeiten mit um so größerem Appetit und Genuß zu essen. Es ist nicht ohne Einfluß auf die Gesundheit, wenn man sich nur an das hält, was die Jahreszeiten für unsere Ernährung hervorbringen.

*

Schüttelfrost ist in den meisten Fällen ein Vorbote schwerer Erkrankungen.

Laßt uns lachen.

Ballgespräch. „Fräulein, Sie brauchten bloß keine Arme zu haben, dann wären Sie die reine Venus von Milo."

Depesche verstümmelt. Herr Goldheimer in München depeschiert an seine Familie in Frankfurt: „Habe mich soeben mit Milli Marks verlobt." Darauf die telegraphische Rückfrage: „Mit wieviel Mille Marks?"

Ein Mutiger. Stammgast: „Würde Ihr Kellner vielleicht mal zu meiner Frau hinübergehen und mir den Hausschlüssel holen?" — Wirt: „O gewiß . . . Der fürchtet sich sogar vor dem Teufel nicht!"

Sein Stolz. Kaufmann: „Wie, Sie junger Mann wollen mir altem Hause Lehre geben? — Ich habe schon Konkurs gemacht, als Sie noch gar nicht auf der Welt waren!"

Unmöglich. Neffe: „Siehst du Onkel, wenn du noch eine fette Kuh verkaufst, kannst du meine sämtlichen Verbindlichkeiten regeln!" — Onkel: „Du hast ja so recht, denkst du denn, ich schüttle mir die fetten Kühe so aus dem Aermel heraus!"

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 8. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Empfang, den Hofer fand, war oft wenig ermutigend; er mußte seine ganze geschäftliche Gewandtheit und unendlich viel Geduld aufwenden, um die großen Schwierigkeiten und das Mißtrauen zu überwinden, die sich einem Geschäftsabschluß regelmäßig entgegenstellten.

War es ihm endlich aber gelungen, einen mäßigen Kauf in Gang zu bringen, so stellte es sich meist vor dem letzten Wort heraus, daß der Käufer gar nicht über bares Geld verfügte, und daß er, Hofer, die Rolle des Großkaufmanns spielen mußte, der dem kleinen Gewerbetreibenden einen, wenn auch kurzfristigen Kredit einzuräumen hatte.

Aber er hatte schon im voraus mit diesem Umstand gerechnet, und gerade dadurch erwarb er allmählich Kunden, mit denen er im Laufe der Zeit bessere und größere Geschäfte zu machen hoffte.

Zu seinen besten Kunden zählte seit kurzem ein junger Uhrmacher, Anton Kiesewetter, der sein Geschäft in einer der belebteren Nebenstraßen des Berliner Ostens hatte. Etwas mehr als behäbig von Gestalt, mit kurzgeschorenem blondroten Haar und rötlichem Schnurrbart, saß Kiesewetter den ganzen Tag an seinem Arbeitstischchen in der Nähe seines kleinen Schaufensters, mit seinem Fleiße der lebendige Typus des arbeitseifrigen Gewerbetreibenden, in seinem Wesen anscheinend ein Vertreter jener Sorte harmloser Menschen, deren Gutmütigkeit nahezu die Grenze der Dummheit streift.

Aber nur der flüchtige Blick konnte so täuschen. Wer Kiesewetter genauer kannte, wußte, daß er ein sehr tüchtiger Geschäftsmann war, einer von jenen, die mit zäher Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgen und langsam aber eigensinnig Stufe um Stufe emporsteigen. Seine Geschicklichkeit, Leute, die bei ihm eine Reparatur besorgen ließen, oder um irgend etwas fragten, zum Ankauf einer Uhr, eines Kettchens, eines kleinen Schmuckgegenstandes zu verleiten, flößte dem Kaufmann Hofer, der mehrmals Zeuge solcher Vorgänge gewesen war, volle Bewunderung ein. Von diesem Manne konnte er lernen — das sagte er sich, und das sprach er auch Kiesewetter gegenüber aus.

„Das nutzt mir noch nicht viel", meinte Kiesewetter lächelnd, „mein Laden ist zu klein, und ich habe noch keine Ware. Ich will mir auch vorläufig keinen Kredit von den Fabriken aufladen. Man muß eben ein bißchen Geduld haben —"

Während er das sagte, war hinten, in einem Winkel des Ladens, eine mit einer schneeweißen Gardine überdeckte Glastüre aufgegangen, und eine junge braunhaarige und dunkeläugige hübsche Frau erschien am Verkaufstisch. „Er hat nur keine Courage, Herr Hofer" fiel sie ihrem Mann ins Wort. „Wir könnten ein recht gutes Geschäft machen, wenn er sich entschließen wollte, in die Frankfurter Straße zu ziehen und sich etwas auf Lager zu nehmen."

Kiesewetter lächelte geduldig und überlegen. „Wenn es nach meiner Frau ginge", sagte er ruhig, „würde ich gleich „Unter den Linden" Konkurs machen. Nee, wir bleiben einstweilen hier."

Er steckte die Lupe ins Auge und betrachtete aufmerksam die Decke einer kleinen emaillierten Damenuhr, die mit blitzenden Diamantensplittern besetzt war. Diese Uhr hat ihm Hofer zum Kaufe angeboten und sie waren inzwischen beinahe handelseinig geworden.

„Ach wie hübsch!" rief die junge Frau, als sie von der Seite einen Blick auf das schimmernde Ding geworfen hatte. „Wenn man so was haben könnte."

„Du kannst sie ja mal tragen", sagte Kiesewetter liebenswürdig.

„Ja, und gleich wieder zurücklegen, damit sie verkauft wird —" bemerkte die Frau.

„Na warte, bis wir im Schaufenster wieder Spiegelscheiben haben," scherzte Kiesewetter, „dann kannst du dir von dieser Sorte so viel du willst leisten."

„Sie sehen, Herr Hofer, er macht sich immer über mich lustig," klagte die junge eitle Frau, allerdings in einem Tone, der nicht besonders übelnehmend klang. „Ich kann bei diesem Mann rein gar nichts durchsetzen," fuhr sie fort, „nicht mal ins Theater will er mit mir gehen."

„Du weißt, Anni," sagte Kiesewetter ernst, „ich habe versprochen, heute um neun abends die beiden Uhren fertig abzuliefern. Ich habe noch viel daran zu tun und muß auch um neun Uhr da sein."

„Na, da lieferst du eben morgen früh," meinte Frau Anni achselzuckend, „das Malheur wäre nicht so groß."

„Doch — ich habe es versprochen, und die Kunden sollen wissen, daß ich Wort halte," sagte Kiesewetter fest.

Einige Momente war es still im Laden, dann sagte Frau Anni in verdrießlichem Ton:

„Denken Sie nur, Herr Hofer, da erhalten wir einmal zwei Billetts ins Schauspielhaus geschenkt — in Staatsschauspielhaus! Sitze ganz vorn im zweiten Rang . . . kommt denn unsereins ins Theater? Und noch dazu ins Schauspielhaus! Und ich kann diesen Mann nicht dazu bringen, mitzugehen."

„Das Geschäft geht vor, Anni," meinte Kiesewetter, „geh doch mit deiner Schwester."

„Sie kann ja heute auch nicht!" rief Frau Anni weinerlich — „und dann . . . ach, es ist so langweilig!"

Hofer warf einen Blick auf Kiesewetter, dessen Augen jetzt mit einem eigenen fragenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Die beiden Männer hatten sich verstanden.

„Darf ich vielleicht meine Begleitung für das Theater anbieten?" fragte Hofer.

Es war, als wenn er das erlösende Wort gesprochen hätte.

„Was meinst du dazu, Franz?" sagte Frau Anni in einem Ton, der eine Bejahung erwartet.

„Wenn Herr Hofer so freundlich sein will —" meinte Kiesewetter erleichtert, „ich wäre Ihnen sehr verbunden."

Die Sache war erledigt. Hofer hatte sich einen festen zuverlässigen Kunden erworben, ohne daß das Opfer ir-

gendwie erheblich erschien. Frau Kiesewetter übergab ihm nun eines der zwei Billette. Man sollte im Theater zusammentreffen, und nach der Vorstellung hatte Hofer die Kavalierpflicht, seine Dame bis zu ihrem Hause zu begleiten.

— — — — — — — — — —

Frau Anni gehörte zu denen, die in der Tat seltene Gäste im Theater sind. Als sie noch ledig war, mußte sie täglich bis in die späten Abendstunden hinter dem Verkaufstisch des Geschäfts stehen, in dem sie Stellung gefunden hatte, und schwer arbeiten, um ihr Monatsgehalt zu verdienen. In der jungen Liebesehe mit Kiesewetter aber waren die Einnahmen aus seiner Hände Arbeit noch zu gering, als daß sich das Ehepaar Extraausgaben für solche Vergnügungen hätte erlauben können. Darum war ein Theaterbesuch für Frau Anni ein seltenes und großes Ereignis. Und das sprach sich auch in ihrer äußeren Erscheinung aus, als sie ins Theater kam. Sie hatte mit größter Sorgfalt Toilette gemacht; sie trug ein helles Kleid von weichem Stoff — wohl ihr allerbestes Paradekleid —, das sich ihrer schlanken Gestalt vorzüglich anschmiegte und ihr ein mädchenhaftes Aussehen gab. Der Ausdruck ihres Gesichts erschien durch die Erwartung idealisiert. Ein leichtes Rot der Erregung war in ihre Wangen gestiegen, als sie Platz genommen hatte, der Vorhang aufgeflogen war und sich nun vor ihren Augen eine neue, farbenreiche, romanische Welt enthüllte. Im Nu war ihr Interesse gefesselt, und sie folgte den Vorgängen auf der Bühne mit jener stark gespannten Aufmerksamkeit, mit jener tiefen seelischen Teilnahme, mit der naive Menschen den holden Schein der Kulissen unbewußt mit der Wirklichkeit vertauschen.

Man gab „Maria Stuart", und Frau Anni begleitete die Handlung mit tiefster Erregung und mit zitterndem Herzen. Auch als der Vorhang zu der großen Pause schon seit Sekunden gefallen war, saß sie noch immer wie atemlos da, mit hochgeröteten Wangen, noch in der bangen Spannung, die die tragische Handlung in ihr hervorgerufen hatte.

Nun aber wurde sie von Hofer angesprochen, der es für seine Pflicht hielt, den höflichen, galanten Kavalier zu spielen. Er forderte sie auf, mit ihm einen kleinen Gang in das Foyer zu machen und eine Erfrischung zu nehmen.

Im ersten Moment wußte sie überhaupt nicht, was er zu ihr gesagt hatte. Dann aber, noch von tiefer Erregung voll, stand sie in ihrer lebhaften Art auf, und als wollte sie Schutz suchen vor dem Unheil, das sich in dem Trauerspiel für die handelnden Personen zusammenballte, legte sie ihren Arm in den seinigen, schmiegte sich dicht an ihn an, so daß beide in der Haltung eines fest und innig zusammengehörenden Paares dahinschritten, die Treppe vom zweiten Rang zu dem im Parterre gelegenen Foyer hinabsteigend.

Doch auf einer der unteren Stufen mußten sie plötzlich stehenbleiben. Aus dem Parkett zu beiden Seiten des Foyers strömten in dichten Scharen die Zuschauer, von rechts und links einander entgegenkommend, so daß sich die Menge gerade vor der Treppe zu einem Knäuel staute. Und hier, unmittelbar neben den Stufen, blieb ein älterer graubärtiger Herr stehen, der eine junge, schlanke, braunhaarige Dame am Arm hatte. Dicht hinter ihm stand ein Herr mit einem breiten, rötlichen, wohlgepflegten Bart, in jener selbstbewußten Haltung, die deutlich kund tat, daß er sich als Mann von stattlicher Erscheinung fühlte.

Und fast im gleichen Moment blickten alle drei Personen auf, zur Treppe hin, wo Hofer mit seiner Dame stand, die jetzt ganz einem jungen Mädchen glich. Auge in Auge trafen sich die Blicke Hofers und des Mädchens am Arm des alten Herrn. Ein leises Zittern ging durch den jungen Körper, ihr Gesicht erblaßte bis in die Lippen, während Hofer in unwillkürlichem Schreck fast in gleichem Moment den Arm seiner Begleiterin zu lockern suchte und eine Bewegung machte, als wollte er die junge Dame da unten neben dem alten Herrn ansprechen. Aber Frau Kiesewetter, die diese Bewegung mißverstand, schmiegte sich um so dichter an Hofer an, daß es schien, als wären die beiden ein Liebespaar, das darauf bedacht ist, daß ihre innige Vereinigung durch die von allen Seiten heranströmende Menge nicht zerrissen werde.

„Else!" entrang es sich halblaut den Lippen Hofers. Hatte Else, die kaum einen Schritt entfernt noch immer am Arm ihres Vaters, des Geheimrats Zimmermann stand, den Ruf gehört?

Den Kopf aufwerfend, mit einem Ausdruck mißachtenden Hochmuts wandte sie das Gesicht, dann zog sie ihren Vater mitten durch das Gedränge vorwärts, langsam in der dichten Menschenflut verschwindend.

Hofer blieb wie erstarrt auf der Stufe stehen.

„Was haben Sie denn, Herr Hofer?" fragte Frau Kiesewetter harmlos. „Wollen wir denn nicht weitergehen?"

Hofer gab keine Antwort. Mechanisch schritt er mit der an ihn sich schmiegenden Frau die letzten Stufen hinab, ließ sich eine Weile von der Menschenmenge treiben bis zum Büfett, wo er eine kleine Erfrischung besorgte.

Als sie wieder die Treppen zum zweiten Rang emporstiegen, nicht mehr Arm in Arm, sondern zwanglos nebeneinander, wie zwei gute Bekannte, fühlte Frau Kiesewetter mit dem feinen Instinkt des Weibes, daß es jetzt nicht mehr so war, wie es noch vor fünf Minuten gewesen ist.

„Ist Ihnen etwas passiert, Herr Hofer? Sind Sie nicht wohl?" fragte sie teilnehmend.

„Ach nein", antwortete er in etwas gequältem Ton.

Sie sagte nichts weiter, und schweigend stiegen sie die Stufen empor, gerade in dem Augenblick zu ihren Sitzen gelangend, als der Zuschauerraum wieder verdunkelt wurde und die Handlung auf der Bühne ihren Fortgang nahm.

Aber auf Hofer konnten die leidenschaftlich erregten Vorgänge dort unten keine zwingende Kraft mehr ausüben. Er hörte kaum, was die Schauspieler sprachen und wartete nervös auf den letzten Schluß, um endlich diesen Ort verlassen zu können, wo ihm eine Begegnung passiert war, die zu den unangenehmsten in seinem ganzen Leben gehörte.

Erst als er mit seiner Dame die Treppe zum letzten Male hinabschritt und ins Freie gelangte, fand er sein seelisches Gleichgewicht wieder. An dem bösen Vorfall war vorläufig nichts mehr zu ändern — mochte es also kommen, wie es kommen würde . . . er mußte und würde sich wehren . . . Und nun hatte er sich auch schon gesammelt und war wieder der galante, liebenswürdige Ritter wie vor zwei Stunden, daß Frau Kiesewetter bereits nach wenigen Minuten den sonderbaren Zwischenfall völlig vergaß und sich ganz den Empfindungen hingab, die von der Vorstellung noch in ihr nachzitterten. In ruhigem, gemäßigtem Schritt legten sie den Weg vom Theater bis zu der jetzt in tiefer Stille schlummernden Straße im Berliner Osten zurück.

Als sich Frau Kiesewetter unter Dankesworten von Hofer am Tore des Hauses verabschiedete, war es bei ihr ausgemacht, daß er einer der liebenswürdigsten und nettesten Menschen in ihrer ganzen kleinen Bekanntschaft sei. Und sie dachte auch schon so nebenbei daran, daß sie ihn gegebenen Falles noch einmal um den gleichen Ritterdienst bitten würde . . . ihr fleißiger Mann war ja doch ein unverbesserlicher Stubenhocker.

Erich Hofer aber erhielt schon am Morgen des zweitfolgenden Tages einen ganz kurzen Brief vom Geheimrat Zimmermann, in dem dieser ihm in trockensten Worten mitteilte, daß sich seine Tochter Else mit dem Herrn Sekretär Albert Lüdecke verlobt habe.

Elftes Kapitel.

Vor einem massigen, im nüchternsten Stil gehaltenen Fabrikgebäude in der Chausseestraße hielt eine Droschke. Ein noch jüngerer Mann von untersetzter schmächtiger Gestalt sprang rasch aus dem Wagen und leistete zwei jungen Damen galanten Ritterdienst, die mit einer gewissen Umständlichkeit ausstiegen.

Mit einer Art Verwunderung blickten die beiden Frauen zur breiten kahlen Front des Hauses empor.

„Nein, hier ist es nicht", sagte der Herr — es war Adolf Grunau — „dieses Gebäude, das hier vorn, ist eine Maschinenfabrik. Unsere Werkstatt befindet sich etwas weiter im Hinterhause."

„So — im Hinterhause?" wiederholte die eine Dame, es war Frau Wanda Marhold, etwas enttäuscht. „Ich dachte aber —"

„Na, du wirst es ja bald sehen, Kusinchen", sagte Grunau in einem Tone, der eine Überraschung erwarten ließ. (Fortsetzung folgt.)

Nach der Sommerfrische.

Von Marie Stahl.

(Nachdruck verboten.)

„Gott sei Dank, da wären wir!" seufzte Frau Alma Giesebrecht erleichterten Herzens, als sie mit ihren vier Sprößlingen, einem Kindermädchen, zwei hausgroßen Korbkoffern, einem Bettsack von ansehnlichen Dimensionen und verschiedenen Stück Handgepäck, in eine Gepäckdroschke eingeschachtelt, vom Stettiner Bahnhof in Berlin, dem heimatlichen Herde in der Oranienburger Straße entgegenrollte. „Wie wird sich Papa freuen, daß wir schon heute Sonnabend, statt nächsten Mittwoch kommen! Das wird mal eine Überraschung! Hoffentlich hat Auguste meine Depesche ungesehen erhalten und nach Befehl verheimlicht!"

Vier Wochen in Swinemünde hatte Frau Alma das Glück einer Badereise von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Nachdem es in den letzten vierzehn Tagen regnerisch und kühl geworden war, bekam sie es gründlich satt.

Ein Zerwürfnis mit der Wirtin, bei der sie in Kost und Logis war, veranlaßte sie, einen schnellen Entschluß zu fassen, den Aufenthalt abzukürzen und plötzlich abzureisen. Die Briefe des Gatten, die über die Ungemütlichkeit seiner Strohwitwerschaft und ganz besonders über die einsamen Sonntage klagten, trugen viel zu diesem Entschluß bei.

Während der ganzen langweiligen Eisenbahnfahrt hatte sie sich so auf die Überraschung der Ankunft und auf ihre Häuslichkeit gefreut, daß sie alle Strapazen und die Ungeduld der Kinder mit Langmut und Heiterkeit ertrug.

Und das war keine Kleinigkeit!

Das Baby war ausnahmsweise „quarrig" gewesen und obwohl seiner Naturanlage nach zu der Kategorie der gemütvollen Babys gehörend, deren Wesen stets ein inniges Behagen mit dem Dasein ausdrückt, verwandelte eine Eisenbahnfahrt diese freundliche Lebensauffassung sofort in ihr Gegenteil.

Zum Unglück fand das beunruhigte Gemüt Babys nicht den nötigen Halt und Trost bei seiner sonst unermüdlichen, getreuen Emma, seiner Wärterin. Emma ging das Eisenbahnfahren ebenso wider die Natur, wie ihrem Schützling. Ein drückender Kopfschmerz machte sie schläfrig und schlechter Laune und so war die Harmonie und Eintracht dieses sonst so liebevollen Pärchens bedenklich gestört.

Fritz, der Sextaner, bekam unterwegs eine Art von moralischem Kater, den üblichen unumgänglichen Ferienschlußkater, bei dem sich das Bewußtsein verbummelter Schulaufgaben, des Verlustes goldener Freiheit und der drohenden Haft im engen Klassenzimmer, bis zum grauen Elend steigerte.

Dieser angenehme Zustand äußerte sich in einer heftigen Reizbarkeit gegen Lenchen, seine sonst so unentbehrliche Kameradin und in einer tiefen Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht, weil weder Lenchen, noch die leidende Emma oder die Mama das genügende Interesse für lateinische Regeln an den Tag legten und endlich einstimmig erklärten, es sei nicht zum Aushalten, als er unaufhörlich laut repetierte:

„Viele Wörter sind auf is,
Masculini generis,
panis, piscis, erinis usw."

Dieselbe bewunderungswürdige Ausdauer offenbarte das vierjährige Lieschen im Absingen all' seiner Lieblingslieder von: „Hule, Hulegänschen, was raschelt im Stroh", bis auf „O wie wohl ist mir am Abend", während Lenchen von der Mama nicht nur die Namen aller Ortschaften, auch des entferntesten, kleinsten Dorfes, wissen wollte, die in ihren Gesichtskreis kamen, sondern auch die Familienbeziehungen und möglichen Lebensschicksale aller Menschen, die ihr Interesse erweckten.

Aber trotz all' dieser Geduldsprüfungen hatte Frau Alma ihr gute Laune nicht verloren und diese steigerte sich zu freudigem Herzklopfen, als sie jetzt mit der Droschke in die Oranienburger Straße einbogen.

Welch eine Wonne, endlich wieder in seinen eigenen vier Pfählen und unumschränkte Herrin des Hauses zu sein! Wie freute sie sich auf den gemütlichen Teetisch, den Auguste natürlich sorgsam bereitet und wahrscheinlich festlich mit Blumen geschmückt hatte! Und was für ein Gesicht würde ihr Mann machen, wenn er wie gewöhnlich um acht Uhr aus dem Geschäft heimkam, ahnungslos die Tür öffnete und sie mit den Kindern ihm entgegenflog!

Gewiß hatte er irgend eine hübsche Überraschung für sie — vielleicht das alte Ripssofa frisch überziehen lassen mit rotem Plüsch, wie sie es sich so sehr wünschte oder neue Portieren im Salon — und Auguste wird wohl das ihrige getan, frische Gardinen aufgesteckt und alles blitzblank geputzt haben — Zeit genug hat sie ja gehabt — das soll ein gemütlicher Sonntag morgen werden!

„So, da sind wir!" rief Frau Alma, „Emma, lauf schnell und rufe Auguste, daß sie die Sachen hinaufschaffen hilft!"

„Es ist ganz dunkel bei uns, Auguste hat noch kein Licht angesteckt", bemerkte Fritz erstaunt, der zuerst aus der Droschke kletterte, „und es fängt an, ganz toll zu regnen."

Jubelnd polterten die Kinder die Treppen hinauf, Emma und Frau Alma folgte etwas langsamer mit dem dicken Baby, das sich laut und mißvergnügt über die Störung in seiner gewohnten Lebensweise äußerte.

Emma riß oben an der Klingel, die ganze Reisegesellschaft stand erwartungsvoll auf dem Vorflur, aber nichts regte sich in der verschlossenen Wohnung, eine unheimliche Stille antwortete auf alles Klopfen, Rufen und Klingeln.

„Was ist denn das? Was kann das bedeuten?" waren Fragen, die vorläufig unbeantwortet blieben.

Vor allen Dingen konnte man den Kutscher nicht länger warten lassen, das Baby wurde mit strengen Ermahnungen Fritz und Lenchen anvertraut und Frau Giesebrecht mußte sich entschließen, mit Emma und dem Kutscher eigenhändig das zahlreiche und schwere Gepäck heraufzubefördern.

Man keuchte eben unter der Last des Bettsackes die Treppen empor, als ein durchdringendes Geschrei Babys zur Eile mahnte.

Es zeigte sich, daß Fritz und Lenchen sich im Übereifer geschwisterlicher Liebe, das Herzblättchen gegenseitig streitig gemacht hatten. Fritz wollte es Lenchen entreißen, aber diese machte ihre weibliche Autorität geltend und widersetzte sich energisch. Das Ende war, daß alle drei umkugelten, wobei dem Baby höchst unbehaglich zumute wurde.

Da stand man nun mit Gepäck und weinenden Kindern (Fritz und Lenchen hatten ein paar tüchtige Kläpse bekommen) vor der verschlossenen Tür, hinter der nach wie vor unheilvolles Schweigen herrschte. Emma erhöhte den Reiz der Situation, indem sie erklärte, ihr sei schwindelig, sie glaube, es werde ihr schlecht.

Fritz wurde zum Portier geschickt.

Portier und Portiersfrau kamen, schlugen die Hände über den Kopf zusammen und wußten von nichts. Doch wollte man Auguste und auch den Herrn gestern noch gesehen haben.

Man mußte sich entschließen, einen Schlosser zu holen.

Die Wartezeit bis er kam, wurde für die Kinder angenehm verkürzt durch die Spannung, ob Emmas düstere Ahnungen sich erfüllen würden, zu welchem Zweck Fritz ihr hilfreich seine Botanisiertrommel anbot.

Frau Alma mußte mit dem schwer gereizten Baby, das die Vorenthaltung seiner Abendmahlzeit für eine unerhörte Mißhandlung hielt, singend und tänzelnd auf und ab gehen, trotzdem ihr weder zum Singen und noch zum Tanzen zumute war, aber Emma saß hilflos und mit der Überzeugung, daß sie den morgenden Tag schwerlich erleben würde, als Jammergestalt auf einer Treppenstufe.

Endlich kam der Schlosser!

Gott sei Dank fand man Auguste weder ermordet noch erhängt in der Wohnung, aber man fand sie überhaupt nicht, und in welchem Zustande zeigte sich das traute Heim!

Die unbewohnten Zimmer verhängt und hermetisch verschlossen, eingekampfert und verpackt, wie sie Frau Alma verlassen hatte. Ein atembeklemmender Naphthalin- und Kampfergeruch machte einen Aufenthalt in ihren Wänden beinahe unmöglich.

Da war kein Feuer in der Küche, kein Teetisch für hungrige Reisende, keine Lampe, kein Bett zurecht gemacht, da standen die unausgepackten Koffer, die müden Kinder und eben verkündeten dumpfe Laute aus einer Hinterstube, daß die gefürchtete Krisis über Emma hereingebrochen war!

Die Portiersfrau mußte helfen und endlich, nachdem Frau Alma sich halbtot gearbeitet hatte, waren die Kinder gesättigt und zur Ruhe gebracht, während die notdürftige Ordnung wenigstens in den Schlafgemächern hergestellt wurde. Was Emma betraf, so ließ nach der überstandenen Katastrophe ein gesunder, murmeltierartiger Schlaf noch einige Hoffnung für die gänzliche Wiederherstellung ihrer so schwer erschütterten Gesundheit.

(Schluß folgt.)